Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 11

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dazu kommt ein letzterer Gesichtspunkt. Jemandem, dem eine Teilwahrheit — eine besondere Form menschlicher Not, die Mangelhaftigkeit einer bestimmten Institution, die Hohlheit einer Einstellung wie z. B. der des rationalen Individualismus — zum Erlebnis geworden ist, kann man nicht sagen: Du hast ganz recht; aber Deine Wahrheit ist eine von vielen; nimm sie alle, wäge sie gegeneinander ab und suche den goldenen Mittelweg! Es wird auch nicht genügen, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass andere Menschen andere Teilwahrheiten — z. B. die Haltlosigkeit eines mystischen Kollektivismus — ebenso überzeugend erfasst haben. Vielmehr werden sie Einer wie der Andere ihre einseitige Einstellung erst aufgeben können angesichts einer ebenso real erlebten Haltung, welche ihr Erlebnis mitumfasst. Wie denn die einzelnen Unvollkommenheiten, die allem menschlichen anhaften, gewissermassen die Spektralfarben der einen grossen Unvollkommenheit sind, mit der es sich auseinanderzusetzen gilt.

Jene umfassende Haltung zu verbreiten, erscheint somit als das notwendigste. Man muss jedoch eine Aufgabe stets von beiden Enden her anpacken. Wir werden deshalb in einem weiteren Artikel versuchen, zu einigen konkreten innenpolitischen Hauptproblemen unter folgenden Stichworten Stellung zu nehmen: Die soziale Frage; Schule; Wirtschaftsordnung; Das landwirtschaftliche Problem; Bund und Kantone; Soldatentum.

KLEINE RUNDSCHAU

Antikes in neuer deutscher Dichtung

Blüht Ionien? Ist es die Zeit?
Hölderlin

Die Dichtung des dritten Reiches will keine analytisch-problematische „Literatur" sein; sie verfehmt die psychologistische oder individualistische Gestaltung der Dinge und erblickt ihren Sinn darin, Stimme der Gemeinschaft für die Gemeinschaft zu sein. Sie möchte zum alten Mythus zurück und zu einem neuen Mythus vorwärts dringen, um in ihm den Sinn eines hohen Daseins zu finden und die grosse Stunde der Gegenwart zu spiegeln. Sie kehrt sich ab vom räsonnierenden Stil des modernen Romanciers, lässt keinen Gesellschaftsroman zu und strebt nach hohen monumentalen Formen und Gehalten. Da tun sich zwei oft entgegenlaufende Wege auf, die beide beschrit-

ten werden: der Weg zum Nordischen, zur germanischen Mythologie, zum Stil der Saga, und der Weg zum klassischen Altertum, zu den Göttern Griechenlands und zum epischen Vers Homers. Zum Stil des Nationalsozialismus gehört nicht nur ein neuer Kult der nordischen Götter, sondern auch die klassizistische Monumentalarchitektur der öffentlichen Bauten zu München, Nürnberg und Berlin. Gerade die Wendung zur Ideologie des Europäischen verleiht solchen antikisierenden Tendenzen neues Gewicht.

„Als sei sie uns neu geschenkt, erfassen wir ... seit dem Durchbruch der nationalsozialistischen Gesinnung die Werte des klassischen Altertums" sagt der Althistoriker Helmut Berve im Vorwort zu dem altertumswissenschaftlichen Sammelwerk „Das neue Bild der Antike" (Koehler und Amelang, Leipzig 1942). Er meint damit ein neues Verhältnis zum „politischen Instinkt der Römer, zu den Staatsgedanken der Griechen"; es sei ein neues Verwandtschaftsgefühl entstanden für die Diesseitigkeit griechischen Menschentums, in welchem sich härtester Realismus und reinster Idealismus zusammenfänden, ein Verwandtschaftsgefühl auf Grund der wiederentdeckten Rassengemeinschaft. Die Blutsverwandtschaft, auf die die deutsche Altphilologie ihre Liebe zu Griechenland begründen zu müssen glaubt, hat uns hier nicht zu beschäftigen. Ein neuer Sinn allerdings für das hell und dunkel strahlende antike Heidentum, für seine heroischen und tragischen Seiten ist schon seit Nietzsche und George erwacht und seit 1933 auch allgemeiner zur Geltung gekommen, während selbst Berve von einem neuen — vierten — Humanismus im früheren Sinne bezeichnenderweise nichts wissen will.

Wie der Gehalt eines im neuen Sinn heroischen Lebens in der Monumentalität antiker Form sich zu bergen sucht, hat schon Georg Friedrich Jüngers Elegienkranz „Der Krieg" gezeigt (Widerstands-Verlag, Berlin 1936): die Stilisierung des Weltkrieges mit seinen verschiedenen Schauplätzen zur homerischen Völkerschlacht. Es lässt sich dabei verfolgen, wie sich der ganz unantik geartete weltanschauliche Nihilismus des Bruders Ernst Jünger an der klassischen Form zu halten und zu legitimieren versucht. Aber es bleibt doch bei der Prätention einer Form, die von innerer Nötigung nicht überzeugt. Zahlreich erscheinen in der gegenwärtigen Lyrik, auch der Kriegslyrik, wieder die Formen der klassischen Ode und der freien Hymne, als Bekundung eines gesteigerten heroischen Lebens. Mehr als das entsprechende Werk Rudolf Alexander Schröders hat hiebei wohl das Vorbild Josef Weinhebers gewirkt („Adel und Untergang," 1934), in welchem die moderne Hölderlin-Renaissance wohl den mächtigsten, wenn auch etwas harten, Ausdruck innerhalb der nationalen Lyrik gefunden hat.

Von verschiedenen Seiten her sucht das neue Heidentum auch gehaltlich die Gestalten der antiken Götter wieder zu beleben und ernst zu nehmen als Wirklichkeiten antiken Daseins. „Die Götter leben" heisst so etwa der programmatische Titel eines den griechi-

schen Götterbildern gewidmeten Gedichtbandes von Hans Gstettner (Kanter-Verlag, Königsberg 1941), dessen grösster Reiz vielleicht in den Illustrationen von Renée Sintenis liegt. Georg Friedrich Jünger hat kürzlich in der „Corona" über „Pan und Dionysos" gehandelt. Diese Entwicklung wurde übrigens schon eingeleitet in dem lange zurückliegenden schönen Werk von Walter F. Otto über die „Götter Griechenlands" (1929), wo sozusagen phänomenologisch die griechischen Götter beschrieben sind und als archetypische Mächte begriffen werden. Darüber hinaus ist auch heute immer wieder die verzehrende Sehnsucht lebendig, die je und je die besten Deutschen im Sinne Hölderlins zum Archipelagus getrieben hat, zur mythischen Herrlichkeit Griechenlands, exemplarisch in der klaren jugendlichen Schönheit wie in der tiefen Melancholie seines Daseins.

Es erinnert an Thomas Manns Eröffnung der Josephgeschichte, wenn der Rheinländer Emil Barth am Eingang seiner Erzählung „Das Lorbeerufer" (Goverts Verlag Hamburg 1942) von der rückwärts verdämmernden Erinnerung zeitlos dahinlebender Völker spricht, in deren Gegenwart sich die Züge mythischer Frühzeit spiegeln und wo durch alles Dasein die Figuren uralter Lebensbilder schimmern. Aus den bemalten Tafeln eines in der Mittagsglut und dem Lorbeerduft Siziliens stehenden Eselkarrens erhebt sich die Vision der uralten Geschichte von Sappho und ihrem unglücklich geliebten Phaon. Es ist die Geschichte eines sizilianischen Mädchens namens Diana, das in unbestimmter, aber christlicher Zeit heranwächst unter dem Einfluss der Reste antiker Kunst und antiken Kults, zu Füssen eines Dianatempels, und nun, in mythischer Wiederholung in einem Aufbruch uralter Erinnerung, die Tragödie der Lesbierin erlebt. Sie wird, als poetessa, der Mund ihres Volkes, ihr ist gegeben, aus den sie umschwingenden Sphären der Schöpfung die „Sternbilder rhytmischer Sprachfiguren" zu gewinnen; sie gerät durch die heisse Liebe zu dem schönen Jüngling in die tragische Spaltung und geht, indem sie freiwillig über den hoch ins Meer ragenden Felsen hinaustritt, ein ins Reich der Unsterblichkeit, d. h. des ewigen Mythus. In leicht getragenen, klingenden Sätzen ist hier die unendliche Schönheit und Trauer eines hohen Menschentums besungen. Es ist die Gnade dieser Dichterin, dass das Leben in ihrer heroisch-liebenden Schwermut glühende, erfüllte Formen annimmt und das Vergänglichste in der Rühmung zur Dauer gelangt.

Barths Haltung entbehrt bei allem hohen künstlerischen Takt nicht eines etwas schwelgerischen Charakters; der stilistische Wille zum „Schönen" in Bild und Tonfall mag auch hier nicht ganz der inneren Mächtigkeit entsprechen. Weltanschaulich würde sich der Einwand gegen die Mythisierung und Vergötterung eines Menschenbildes richten, dem gegenüber die christlichen Kräfte und geschichtlichen Fragestellungen abschätzig in bloss ephemerem Licht erscheinen. Wie viel zauberhafter ist da schliesslich eine andere, allerdings amerikanische Erzählung aus der Antike gewesen, Thornton Wilders" Frau

aus Andros"! Gerade bei der unpathetischen, die Klugheit des modernen Geistes nicht in stilistische Feierlichkeit verhüllenden Kunst Wilders ist die Auferstehung griechischen Menschentums schöner und zwingender.

(Jedenfalls scheint uns da Emil Barths früheres Werk, wenn auch thematisch weniger interessant und anspruchsvoll, stärker und reicher zu sein — weshalb der kurze Rückblick entschuldigt sei. „Der Wandelstern" (Goverts Verlag Hamburg 1939, voran ging eine Kindheitsgeschichte „Das verlorene Haus") ist eine jener unvergesslichen Jugendbeschreibungen, wie sie uns aus katholischem Bereich Hans Carossa oder Luise Rinser-Schnell, aus pietistischem Hans Löscher geschenkt haben. Was im „Lorbeerufer" der Mythus ist, das ist hier überall das unverlierbare Traumland einer kleinstädtischen oder ländlichen deutschen Jugend, in der die bescheidenen Ereignisse noch gross und sinnbildlich sind und in den jungen Menschen eingehen mit der „Schwere des unerwarteten inneren Gewinns". Es sind Romane der Innerlichkeit, deren Gewicht einer nach aussen rasenden und als solche offenbar nicht mehr gestaltbaren Gegenwart entgegengestellt wird. Von allen scheint uns Barths Buch zwar nicht originell im äusseren Sinne zu sein, aber weitaus am dichtesten und schönsten in der Fülle der inneren Anschauung und dem Glanz einer immer geistigen und doch nie zur blossen Stilform gewordenen Sprache).

Erstaunlicherwise ist es nun aber nicht nur ein mehr oder weniger unhumanistisches Griechenland, das die heutigen Dichter beschäftigt. In dem ebenso amüsanten wie nachdenklichen und dichterischen Buch von Bernhard Jülg, „Narziss" (R. Piper & Co. München 1941) geistert das Griechenland des Hellenismus und Ovids, spielt die Munterkeit Wielands und der Zauber der klassischen Walpurgisnacht und geht es schliesslich um die Problematik eines Paul Valéry. Es gibt sich fast nonchalant als „Roman aus der Antike", spielt unter Nymphen und Faunen, Flussgöttern und Kentauren einer ewigen Landschaft am Parnass und bezieht zahlreiche der reizendsten und buntesten Mythen der antiken Dichtung in seine Erzählung ein. Aber von da entwickelt sich der Roman am Schicksal seines Helden, des Narziss, und seiner unglücklichen Liebhaberin, der Nymphe Echo, zu einer oft etwas gewagten Gestaltung moderner Bewusstseinsprobleme an ihrem eigentlichsten Mythus: Narziss, der schöne Jüngling, der nicht lieben kann, den die tötliche Gabe des Erkennens und des reflektierenden Bewusstseins zu abenteuerlicher Verdorbenheit, zur abgründigen, qualvollen Liebe des eigenen Spiegelbildes und zum Untergange führt — aber auch zur tröstlichen Verwandlung in die kostbare weisse Blume. Als sein frevelhaftestes Abenteuer erscheint hier der Versuch des Narziss, in der nächtlichen Feier des Dionysos Zagreus die Verwandlung seiner selbst in den sterbenden Gott zu vollziehen und in verzweifelt-eitler Untergangslust sich von den rasenden Bacchanten vergöttern und zerreissen zu lassen. Es ist in mythologischem Gewand zweifellos eine interessante Auseinandersetzung mit dem heroischen Ni-

hilismus unserer Tage. Der eigentliche Gegenspieler aber des Narziss ist Pan, der rätselhafte, friedliche und gewaltige, uralte Gott des Alls, in dessen Gesang alle Wesen „die Gewissheit und Seligkeit des eigenen Seins" empfinden. Dem Pan, dem väterlichen, der ihn vergeblich gewarnt hatte und zu einem liebenden Gebrauch seiner Gedanken leiten wollte, begegnet er wieder im Tod, und durch seine Verwandlung wird er wieder „voll Bedeutung, eingefügt in die Ordnung alles dessen, was geschieht und besteht. So wird der Mythus der so leichtfertig begann, wieder „zu einem der ewigen Gesänge des Pan, welche das Gleichgewicht und die ruhige Vollendung aller Ereignisse preisen".

Der Mythus nimmt, in ewiger Selbstwiederholung, alle Geschichte vorweg, und zu Blumen und Sternbilder verwandelt dauert zeitlos was auf Erden jeweils schreckliches Ereignis wird. So ist auch der mythologische Roman ein vielleicht allzuleichtes Ueberspringen der menschlichen Nöte, die immer hier und jetzt zu lösen sind. Der Dichter huldigt selber der nietzscheschen Sehnsucht nach der ewigen Wiederkehr des Gleichen, der „panischen Sehnsucht", von der einmal Ernst Wiechert spricht. Es ist die Sehnsucht nach Ueberwindung der Geschichte, nach der Zeit, da der grosse Pan noch lebte. Aber man liebt doch dieses Beispiel eines in die Mythologie entrückten Romans — im Gegensatz zu andern, nordischen Mythenklitterungen unserer Zeit —, und zwar um der unpathetischen und intelligenten Leichtigkeit willen, mit der er diese ewigen Sinnbilder der Griechen und ein Stück panischer Poesie heraufzaubert, und nicht zuletzt auch wegen seiner Deutung des Menschennamens auf die Worte „Bescheidenheit" und „Liebe", in die er ausklingt. Es ist damit doch ein humanistisches Buch, das im Gegensatz zu der heroischen Antike auch die Antike des Masses und der Warnung vor aller Hybris kennt.

Max Wehrli.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (zuzügl. Fr. 1.— Versandspesen für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen Mitte des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 4 58 55, Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland